

(Nachdruck verboten.)

55]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Artur sah die tief eingegrabenen Falten auf ihrer Stirn, und Mitleid überkam ihn.

„Gräm Dich nich, Mine!“ Er mußte das sagen, wenn auch die Mutter dabei stand, sein Herz wurde weich, wenn er das Kind auf ihrem Arm ansah. Sein Kind — — —! Es durchzuckte ihn plötzlich wie ein heißer Schreck; und noch etwas anderes war dabei, ein ganz eigentümliches, vorher noch nie gefanntes Gefühl. Fast wider Willen streckte er die Hand aus, nahm des Kindes weiches Wädchen zwischen zwei Finger und kniff es lieblosend. „Fridchen,“ sagte er dann leise.

„Artur,“ schrie Frau Reschke warnend. Und dann: „Seh Du man Deiner Wege, if wer' mit den Frauenzimmer schonst alleene fertig. Det jeht Dir nicht an!“

„Mehr wie Dich,“ sagte er brutal.

„Aber, Artur!“ Mine zupfte ihn am Ärmel.

„Na was denn?“ murrte er. „Wär die Ode nich jewesen, wär alles anders jekommen; besser! — Die Mine is 'ne ordentliche Person. — Sei still,“ schrie er seiner Mutter entgegen, „ich meine Du hättst's am allerwenigsten nötig, Dich maufsig zu machen!“

Frau Reschke wollte auffahren.

„Sei still,“ sagte er wieder, und eine heftige Erregung arbeitete in seinem blassen Gesicht. „Fangen wer da lieber nich von an. Mine, seh Dich!“ Er zog den Schmel herbei, auf dem er vorhin gefessen und die Äpfel blank gerieben.

Mine setzte sich. Fridchen sah begehrlisch auf die Äpfel im Korb. Da gab ihr Artur einen Apfel und sah zu, wie sie ihn verwundert in den Händchen drehte und dann mit den winzigen, weißen Zähnen daran nagte. Wie ein Eichtäschent! Der junge Vater lächelte.

„Artur,“ rief die Reschke scharf.

„Was?“ Er sah sie zerstreut an, er hatte sie im Augenblick ganz vergessen gehabt.

„Wat soll denn det nu allens?“

Er gab keine Antwort; aber Mine sagte, indem sie mit dem Blick auf das Kind wies: „'s is sein Mädel. Heiraten muß er mir!“

Frau Reschkes Empörung kannte keine Grenzen; sie war nicht nur wütend über Mine, nein, auch über ihren Sohn. Der Schlemihl!

„Artur,“ kreischte sie in heller Angst, „steh doch nich da wie bejessen! Laß Der von die doch nich inschüchtern! Nur nich dumm machen lassen; det wollen se alle. Beweise!“ Sie krommelte auf den Tisch. „Her mit de Beweise!“ Und dann lachte sie höhnlisch: „'t floobe jar nicht, ehe if Beweise habe.“

Mine sah nach dem jungen Mann hin. „Artur!“ Es lag eine Mahnung, ein beschwörendes Erinnern in ihrem Ton. „Artur!“

Frau Reschke beobachtete ihren Sohn scharf; der war dunkelrot geworden, Schweiß trat auf seine Stirn.

„Beweise brauch ich nich,“ sagte Mine stolz. „Ich kann's beschwören. Un Herr Müldner sagt, wenn ich das kann, kriegt de Fridchen ihr Recht. Un wenn er mer nich heirat, muß er bezahlen. Der Müldner weeh das, der is ganz was Hohes hei's Gericht. Un wenn Artur nicht hat, um zu bezahlen, denn kommen seine Eltern ran. Ja,“ schloß sie triumphierend, als sie das Erschrecken der Reschke sah. „Un ich laß nich nach. Und wenn ich klagen muß!“

Das war nicht mehr die dumme Mine von früher! Sie hatte sich vom Schemel erhoben, hochaufgerichtet stand sie da; wie um ihrer Rede mehr Nachdruck zu verleihen, stampfte ihr Fuß bei jedem Satz kräftig auf den Boden.

Frau Reschke wurde ganz kleinlaut — das sollte fehlen, auch noch bezahlen?! Und der Skandal! — Sie duckte sich förmlich. „Artur,“ flüsterte sie schein ihrem Sohn zu, „wie is't denn nu, wirfste ihr denn doch am Ende nich lieber anerkennen?“

„Das wer' ich wohl müssen.“ Die Linien seines jugendlichen Gesichts verschärften sich plötzlich; schon grub sich eine tiefe Sorgenfalte auf seiner Stirn ein.

„Das glaub ich ooch,“ sagte Mine ruhig. Sie gab Artur die Hand: „Na denn, Artur!“ Und dann reichte sie ihm Fridchen zum Kuß.

Als jetzt Reschke in der Gastür erschien, stammte Frau Reschke noch einmal auf. Sie konnte es nicht fassen — ihr Artur wirklich die Mine heiraten?! Schuldige und Unschuldige überschüttete sie mit ihren Vorwürfen, schrie und lamentierte, griff sich in die Haare und flagte Gott und die Welt an. Zuletzt rief sie ihren gänzlich verdutzten Mann um Beistand an.

Aber der hatte heute seinen bösigsten Tag. Erst hatte er Mine nicht erkannt; als er sie dann, die Hand wie einen Schirm über die Augen legend, lange genug angeblinzelt, freute er sich, die Nichte wiederzusehen. Er schien ganz vergessen zu haben, was sie getrennt.

„Haste jehört, Mine,“ sagte er und zog sie vertraulich am Ärmel, „unsere Trude is weg!“

26. Kapitel.

Zum ersten November hatte Artur eine Stube in der Bahnstraße gemietet; das Haus war erst im Oktober fertig geworden. So waren sie die ersten Bewohner dieser Stube, und Mine hatte Ruhe, vor ihrem Einzug die farbbeklegten Scheiben zu reinigen und die Hobespäne und Tapetenreste auszufegen.

Da der erste November auf einen Sonntag fiel, stand nichts im Wege, daß auch gleich die Hochzeit gefeiert wurde. Am zweiten November sollte Artur die Hausdienerstelle antreten, die ihm Herr Müldner bei einem Bekannten in einem Gummiwarengeschäft auf der Leipziger Straße verschafft. Fünfzehn Mark gab's die Woche. So würde es schon gehen; denn Mine wollte auch nicht faul sein, sich Aufwarte-, Wasch- und Reinmachstellen suchen.

Nur die Sorge um Fridchen fiel ihr wiederum schwer aufs Herz. Sollte das Kind wieder eingeschlossen werden? Nein, nein! Ein neues Bangen ergriff sie; da meldete sich Grete: „Ich wer' ihr erwarten!“ In der Freude ihres Herzens umarmte und küßte Mine das blasser Mädchen. Und da brummte auch plötzlich der alte Reschke: „Se kann ja ooch bei mir spielen, die Kleene. Wie Trudeken so kleen war, krabbelte se ooch immer unten uf 'n Boden zwischen meine Beene rum un war kreuzfidel!“

So war Mine dieser Sorge ledig, während Mutter Reschke noch immer mit der ihren kämpfte: wen sollte man zur Hochzeit einladen?! Lumpenlassen durfte man sich keinesfalls, damit es nicht „so ausfah“ vor den Leuten.

„Af jeden Fall,“ hatte sie zu ihrem Mann gesagt, „laden wir Deinen Schwager, den Heinz aus Gelmück, un seine Frau ein, denn sind wir de Nobeln. Det se kommen, floobe if nich, aber mit 'n Hochzeitsjeschenk dürfen se sich denn doch nicht lumpen lassen. Vielleicht 'n paar fette Zänse, en paar Schinken, schöne Landleberwurst, an Ende en janzet halbet Schwein — Zotte, man sieht ja mehr uf de Zesinnung — wat de Leute von 'n Lande so irade haben!“

Frau Reschkes Empörung kannte keine Grenzen, als der Schwager Heinz sofort, kurz und ohne Grund, auf die Einladung abschrub: kein Wort für Mine, keinen Gruß und — auch kein Geschenk. Mine mußte viel von der Schwiegermutter deswegen anhören. „Bande,“ schimpfte die Aufgebrachte, und „Bande“ schrie der Papagei nach; das hatte er nun noch hinzugelernt.

Eine große Hochzeit würde es nicht werden, obgleich Frau Reschke alles zusammen lud, was nur in den Keller kam; „Lahme und Blinde,“ wie Artur bitter sagte. Sie sagten alle ab. „Es is ihnen nich fein genug,“ flagte die Reschke. „Un se sind sicher so poplig un machen ooch nich mal en Zeschenk!“

Da war die Berta doch anders! Frau Reschke, die immer mit ihr in Verbindung stand, Sachen von ihr in Verwahrung hatte, sie sogar zuweilen zwischen Hell und Dunkel besuchte, hatte ihr gleich die Verlobung angezeigt. Umgehend war eine hochfeine Gratulationskarte zurückgekommen — ein Amor, zwei Herzen mit einem Pfeil durchbohrend; unter Rosengewinden die Inschrift: „Junnigsten Glückwunsch“. Die war nobel, die mußte eingeladen werden. Und Berta, die es jetzt in einem Chambregarnie mit sehr viel Arbeit — der

Lohn war im Hinblick auf das Trinkgeld, das besonders die Herren Spenden sollten, auch nicht gut — miserabel getroffen hatte, sagte zu. Sie schrieb, „es sei ihr bei der Schänderei leider nicht möglich, noch einmal vorher zu kommen, um ihre geliebte Freundin in die Arme zu schließen; doch würde sie sich am Hochzeitstag schon ganz früh einfinden, um selber der holden Braut den Kranz aus Haupt zu sehn“.

Hauptächlich, um dem Jammer der Mutter wegen der mangelnden Hochzeitsgäste ein Ende zu machen, hatte Artur noch Herrn Bartuschewski eingeladen, den „Wizewirt“ des neuen Hauses in der Bahnstraße, der parterre im Hof wohnte und Beleuchtungs- und Wasserleitungsangelegenheiten, Treppen- und Trottoirreinigung unter sich hatte. In der Frau entdeckte man noch dazu eine gute alte Bekannte — die junge, bleichsüchtige Marie von Rentiers. Jung schien die jetzt zwar nicht mehr, aber bleichsüchtig war sie noch immer. Blutleer und schwach stand sie unter den Bieren — drei Stiefkinder und ein eigenes —, die sie umtobten; das fünfte Kind war auch nicht mehr fern. Mit großer Freude nahm das Ehepaar die Einladung an; Herr Bartuschewski litt an chronischem gutem Appetit, und Marie hatte, wie früher, immer noch extra Gelüste.

Aus Erkenntlichkeit für die Einladung borgte Herr Bartuschewski ein paar Holzböcke aus dem Keller, die die Tapezierer vergessen hatten; mit darüber gelegten Brettern und einem weißen Tuch gedeckt, verlängerten sie den Tisch. Und Marie, die in ihren Ruhestunden Papierblumen zum Verkauf fertigte, spendierte davon einige zur Tafelanschmückung.

Es war seit seiner Verlobung das erstemal, daß Artur lächelnd, als er am Vorabend seiner Hochzeit die blühblank hergerichtete Stube musterte. Mit einem tiefen Atemzug trat er ans Fenster des hochgelegenen Zimmers und schaute hinab auf das Häusermeer mit den funkelnden Lichtsternen, und dann weit entlang den breiten Schienenstrang der Potsdamer Bahn.

„Da sehn wer de Bahn fahren,“ sagte er zu Mine, die auf den Knien lag und noch einmal mit dem Scheuertuch die Wandleiste entlang wischte. „Da können wer uns einbilden, wer reisen mit, wie de Kapitalisten.“

Sie verstand ihn nicht. „Wenn wer nur immer satt haben,“ sagte sie und sah sich befriedigt um.

Biel war nicht in der Stube: ein Bett, ein Korb für das Kind, ein Tisch, vier Stühle, ein Kleiderschrank, ein Spiegel — alles auf Abzahlung. Neben dem Eisenschaf, das zugleich als Kochherd diente, hing ein Küchenrahmen; den hatte Vater Meschke gestiftet. Jedes Töpfchen, jeder Kochlöffel war mit himmelblauem Bändchen gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Paria.

Von Eugen Tschirlow.

III.

Traurig war Mitas Leben bisher gewesen. Einen Vater besah er nicht, er hat nur einen „Erzeuger“ gehabt. Mita hat ihn nie gesehen und wird ihn nie sehn, da selbst seine Mutter Awdotja diesen „Erzeuger“ nicht mit Bestimmtheit hätte nennen können. . . .

Das Soldatenweib Awdotja, deren Mann irgendwo in Taschkend oder Samarkand verschollen sein sollte, war eines Tages aus dem Dorf an die Flußmündung übergesiedelt und in der Räucherei irgend eines der dort ansässigen Fischlönige als Arbeiterin eingetreten. Sie war ein stattliches Weib, rotwangig, schwarzhaarig, und „Erzeuger“ gab es in der Räucherei genug: der Direktor, seine halberwachsenen Söhne, junge Leute von 18 bis 20 Jahren, Kommiss, der Inspektor, der Aufseher, die Wächter, die „Kapitäne“ der Dampfer und Boote, Gäste aus der Stadt — alles sehr lustige Herrschaften, die das Leben nur von seiner angenehmen Seite zu genießen liebten. Kein Wunder, daß das Soldatenweib Awdotja nicht mit Sicherheit sagen konnte, wer der Urheber von Mitas Existenz sei!

Mita war eben, wie man sich ausdrückte, „vom Fischereibetriebe“ . . .

Viele „Erzeuger“ hatte es nach der schwarzhaarigen Awdotja geküßt; einer von ihnen hatte sie als eine Art Köchin zu sich genommen. . . . Aber als Awdotja „Gewicht“ bekam, gab ihr der „Erzeuger“ eiren Behner und befahl ihr, sich schleunigst zum Teufel zu scheren. . . .

Es war Winter. Weiter als bis zur nächsten Stadt durfte sie sich außerdem in ihrem Zustande nicht wagen. Sie packte also ihre Habfeligkeiten in einen Sack, fuhr in die Stadt und gedarr hier das „Fischereibetriebskind“ Mita.

Die „Fischereibetriebskinder“ sind die Unglücklichsten der Unglücklichen. Ungebeten erscheinen sie auf Gottes Welt, aber ebensovonnell verlassen sie diese auch als Opfer des Scharlachs, der Diphtheritis oder irgendeiner anderen Infektionskrankheit, welche die Kinder in der feuchten, ungesunden Niederung in Menge dahintrast.

Selten bleibt solch ein „Fischereibetriebskind“ am Leben. . . . Mita war solch eine Seltenheit. . . .

Awdotja gab ihr Kind für zwei Rubel monatlich in Pflege, während sie selbst als Amme in ein reiches, „anständiges“ Haus eintrat, wo sie ein anständiges Gehalt erhielt. Aber bald passierte der schwarzhaarigen Awdotja auch hier ein Unglück: die gnädige Frau glaubte zu bemerken, daß Awdotja den gnädigen Herrn in Versuchung zu führen suchte, und jagte die Amme fort, wobei sie alles zerbrochene Geschirr und den Preis eines Kopfpuges, den sie ihr geschenkt hatte, vom Gehalt abzog.

Awdotja lehrte nach der Niederung zurück und trat wieder in die Räucherei ein; freilich, das Leben hier behagte ihr jetzt nicht mehr.

Solch eine Arbeiterin hat weder Tag noch Nacht Ruhe: ununterbrochen sitzt sie in groben Bauernhosen im Schuppen und nimmt Fische aus. . . . Behend gleitet das scharfe, breite Messer den Fisch entlang, noch behender gleiten die fünf Finger in den Fisch hinein und reißen die Eingeweide heraus, aber der Berg Fische neben ihr wird nicht kleiner. . . . Auf den Brettern, die vom Flugufer bis in den Schuppen gelegt sind, rollen ununterbrochen in langen Reihen die mit Fischen gefüllten Karren hin und her. Im Schuppen angekommen, werden sie umgekippt, entleeren ihren Inhalt auf die Erde, wo schon ein ganzer Berg silbernen schimmernder Fische sich häuft, und laufen wieder ans Ufer, um gefüllt zurückzufahren. . . . Der Weg ist mit zwei Brettern belegt: auf dem einen rollen die Karren zum Schuppen, auf dem anderen zurück. . . .

Die Kinder legen den Arbeiterinnen die Fische auf die Bank. Man schneidet, man schneidet — und es wird nicht weniger. Der gekrümmte Rücken schmerzt derart, daß es schwer fällt, ihn gerade zu biegen. Das Kreuz schmerzt und zieht; vor den Augen wogt es wie Nebel; die Hände sind mit Schnittwunden bedeckt, und der Fischleim und die Schuppen brennen und äzen die Wunden. . . .

Awdotja läßt einen Augenblick das Messer sinken, um den Rücken gerade zu biegen und einmal tief Luft zu holen, aber im nämlichen Augenblick ist schon der böse Aufseher da.

„He Du! . . . Was hältst Du da Maulaffen feil?“

„Sch. . . . Bassil Petrowitsch. . . nur ein bißchen ausruhen. . . . Der Rücken ist wie gelähmt. . . .“

„Nachts kannst ausruhen. . . . Prinzessin! . . . Komm abends zu mir. . . .“

Der Aufseher zwinkert mit den Augen und zieht den Mund schief. Rundherum beginnt man zu lachen und zu grinsen. . . .

Und Awdotja fühlt sich beschämt, gekränkt, verletzt. . . . Sie möchte den Aufseher am liebsten durchprügeln, doch sie darf nicht. . . .

Wenn das „Einsalzen“ anfängt, dann wird es noch schlimmer. Man steht im kalten, halbfinsternen Keller, in den von oben die Fische hinabgeworfen werden. . . . Die Fische müssen nach einer bestimmten Ordnung in die Tonne gelegt werden, einer dicht an den anderen, so daß ein „Stern“ entsteht. . . . Tausendmal muß man sich bücken und wieder in die Höhe richten. Wenn man einen „Stern“ gelegt hat, kommt von oben ein Hagel Salz. Unter den Füßen bildet sich Late. Sie durchdringt die ledernen Schuhe, die Füße beginnen zu jucken, so daß man sich die ganze Haut abtragen möchte. . . . Wenn man zum Unglück noch Löcher in den Kleidern hat, dann gibt es überhaupt kein Mittel mehr: es juckt, es juckt, so daß man glaubt, den Verstand zu verlieren! . . . Oben prickelt das Salz auf Gesicht und Hals, unten juckt es an den Füßen, der Rücken ist ganz abgestorben und die Finger sind vor Kälte steif und schmerzen. Und so vom frühen Morgen bis in die späte Nacht: in der „Saison“ läßt man den Arbeiterinnen kaum Zeit, Mittag zu essen und den Rücken geradezubiegen. . . .

Wenn man auch wirklich wie ein Stück Vieh arbeitet, mehr als drei Rubel — wenn viel, ein Fünfer — mehr bleibt niemals. . . . Und dann muß man noch allen zu Willen sein, dem Verwalter, dem Inspektor, dem Aufseher, kurz, jedem Schafstopf — und warum? Nur weil Gott einen in seinem Zorn mit einer hübschen Frage hat zur Welt kommen lassen!

Kein Wunder, daß man bald jede Lust zu solcher Arbeit verliert!

Schlechter kann es nicht werden, dachte auch Awdotja, als sie diesen Beruf gegen einen anderen vertauschte, im Gegenteil — hier gibt es keine Ruhe, weder Tag noch Nacht, Arbeit die Menge, Verdienst großenteils, während man dort doch wenigstens frei ist. . . . Na und ein paar Kopelen verdient man auch. . . . Und was die „Einde“ betrifft, die ist hier ja viel größer: dort kann man doch nach eigenem Belieben. . . . aber hier. . . .

Dah konnte sich Awdotja einen hübschen Mantel, Schuhe, Sonnenschirm und ein weißes Kopftuch kaufen.

Um ihren Mita kümmerte sie sich fast gar nicht, obwohl sie der Alten, welcher sie ihn übergeben hatte, regelmäßig jeden Monat zwei Rubel Kostgeld gab und sogar aus freien Stücken noch einen Rubel zulegte. Natürlich, jetzt war Mita überflüssig — er war ihr sogar nur im Wege. Aber eines Tages überfiel Awdotja eine ganz unermutete Schwermut. Sie nahm eine Droschke und fuhr Mita besuchen. . . . Sie weinte und heulte, nahm den Knaben mit sich in ihre Wohnung und schwur, sich nie mehr von ihm zu trennen. . . .

Aber bald ging die Schwermut vorüber, Awdozja wurde wieder lustig und Mitka war ihr wieder im Wege. . . . Nichts als Arbeit und Milde hatte sie mit ihm. . . .

Schon nach zwei Wochen brachte sie ihn wieder zu der nämlischen Alten.

„Nanu, Mütterchen, bist Du feiner schon überdrüssig?“

„Ja, es ist besser so. . . . Besser, daß er bei Dir bleibt.“

„Natürlich besser! . . . Nur . . . hm . . . jetzt ist er schon groß . . . drei Jahre, im vierten . . . drei Rubel sind etwas wenig, gnädige Frau.“

Diese „gnädige Frau“ schmeichelte Awdozja.

„Ich werde Dir fünf Rubel geben. . . . Das wird doch genug sein?“

„Sehr genug. Fünf sind genug, gnädige Frau. . . . Sehr genug, Töubchen!“

Seitdem Awdozja die Räuherei verlassen hatte, waren fünf Jahre vergangen. Sie war jetzt gnädige Frau, hatte Manieren gelernt und drückte sich eleganter, gewählter aus als früher. Die ehemalige Köchin hielt jetzt selbst eine Köchin. . . . Aber ein unglücklicher Zufall machte diesem beneidenswerten Dasein ein jähes Ende: Awdozja wurde krank. Die Krankheit drückte ihren Stempel namentlich auf ihr Gesicht und — das ganze Glück stürzte zusammen wie ein Kartenhaus bei einem unvorsichtigen Hauch.

Ein Jahr später war Awdozja vollständig gesunken. Sie ließ jetzt in die Destillationen, in die Spielunten der Stadt, wo sie Brantwein trank und Zigarren rauchte. Sie trug jetzt keinen Mantel mehr, sondern eine zerrissene wattierte Jacke, keine Stiefel, sondern hohe Gummischuhe an den nackten Füßen. . . .

Und gerade jetzt, wie zum Pöffen, bürdete man ihr Mitka auf — sie hatte das Rosigeld für ihn nicht mehr zahlen können.

Lange, lange hatte die Alte vergebens nach Awdozja gesucht. Fast ein halbes Jahr hielt sie den Kleinen bei sich, ohne eine Kopfe dafür zu bekommen. Endlich gelang es ihr doch, Awdozja ausfindig zu machen. Sie brachte Mitka in die Schenke und übergab ihn mit Schimpfworten der Mutter.

„Fünf Rubel soll das geben! Als wenn das auch nur zwanzig Kopfen bezahlen könnte! . . . Da hast Du Deinen Schmutzjint!“

Mit diesen Worten gab sie Mitka einen Stoß, so daß er Awdozja gerade vor die Knie flog. Die betrunkene Awdozja schleuderte Mitka zurück und begann kreischend zu schimpfen. Eine widerliche Szene folgte zwischen dem erbotenen und dem betrunkenen Weibe.

Mitka stand an der Wand und starrte mit großen, weit geöffneten Augen auf die Streitenden. War das seine Mutter? Dieses betrunkene Weib?

Woll Angst verkroch er sich in einen Winkel.

Tabakwolken hingen an der Decke. Ringsumher fremde, Betrunkene Geflüster. Der Fußboden feucht und schlüpfrig. Reden, Lärm, Schimpfworte, Gelächter.

„Jungchen, wen gehörst Du?“ fragt ein dicker, bärtiger Bauer den verschüchterten Kleinen.

„Mama“ . . . winselt Mitka.

„Das ist meiner!“ schreit mit unnatürlichem Lachen, den Kopf zurückwerfend, Awdozja und stimmt mit heiserer, widerlicher Stimme ein Potenslied an.

Aber Mitka versteckt sein Gesicht in dem Kermel seines Hemdchens und beginnt leise, erstickt zu weinen.

(Fortsetzung folgt.)

Japanische Kunst.

Im Kunstgewerbemuseum ist eine Sammlung japanischer Waffen, Ladarbeiten, Stidereien und Holzschnitte ausgestellt, die ein sachkundiger und begüeter Sammler, Alexander G. Rosik, während eines dreißigjährigen Aufenthalts in Japan zusammengebracht hat. Die Ausstellung ist namentlich in bezug auf alte, kunstgewerblich interessante Kriegswerkzeuge eine der wertvollsten und reichhaltigsten, die wir jemals in Berlin zu sehen bekommen haben. Sie enthält unter anderem sechs vollständige Rüstungen aus dem 16., 17., 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Jede dieser Rüstungen besteht aus acht einzelnen Teilen: Panzer, Panzerärmeln, Schentelschutzstücken, Beschüßeln, Fußpanzer, Helm, Maske und Halsbüchse. Die Hauptstücke sind aus Eisen gefertigt und mit gravierten Ornamenten, ladierten Metallstreifen, blanken Nägelspitzen, ziselierten Veschlägen, farbigen Seidenverdräunungen, vergoldetem Leder usw. überaus reich verziert. Als Ganzes machen die phantastischen Schutz- und Truggewänder auf uns freilich einen recht fremdartigen, barock-abenteuerlichen Eindruck, aber aus den geschmackvollen und sehr solide gearbeiteten Details spricht doch eine bewundernswerte künstlerische und technische Kultur. Neben den Rüstungen verdienen die Schwert- und Schwertzierate eine besondere Beachtung. In der Herstellung der Klingen haben die berühmten Schwertfeger Japans eine Meisterschaft besessen, die von ihren abendländischen Kollegen nicht erreicht worden ist. Es gab Klingen, die in japanischen Adelsfamilien als höchste Schätze gehütet und viele Generationen hindurch vererbt wurden. An einzelne Exemplare knüpften sich schon in alten Zeiten allerhand Sagen. So hieß es z. B. von den Klingen des Muramasa, eines Meisters des 14. Jahrhunderts, daß sie besonders blutdürstig seien und sich sogar gegen ihren Besizer auf-

lehnten. Sie wurden daher stets sorgfältig unter Verschluss gehalten. Als Schmud für solche edlen Klingen dienten zahlreiche Arten von Zieraten. Die kunstgewerblich wichtigste ist das Stiechblatt (Tsuba), das die Bestimmung hat, die Hand im Kampfe gegen FieB und Stiech zu schützen. Es befindet sich an der Stelle, wo die Klinge in den Griff übergeht. Das Stiechblatt ist eine kleine Metallplatte mit einem mittleren großen Ausschnitt für die Klinge und einer oder zwei kleinen Durchbrechungen für das dachartige Schwertmesser und die sogenannte Schwertnadel, die an beiden Seiten der meistens schwarz oder golden ladierten und zuweilen mit Brofat unwidelten Scheide befestigt waren. Die Ausgestaltung enthält mehrere vollständig montierte Schwert- in teilweise sehr prächtiger Ausstattung, sowie zahlreiche Schwertzierate, namentlich Stiechblätter von den ältesten Zeiten bis zum 19. Jahrhundert. Die ältesten Tsubas sind schlicht aus Eisen oder aus Holz mit Leder- auflage gearbeitet; später benutzte man patiniertes Kupfer und gelbe Bronze und schließlich im 18. und 19. Jahrhundert sogar reines Silber und Gold. Mit der kunstvollen Herstellung dieser unscheinbaren kleinen Metallplättchen, die übrigens nur in den alten Zeiten einen praktischen, später lediglich einen dekorativen Zweck hatten, befaßten sich die bedeutendsten Künstler und Künstlerfamilien Japans. Von den berühmtesten Schulen der Tsubameister zeigt die Ausstellung zahlreiche charakteristische Arbeiten. So von der Goto-Schule, die den Reliefstempel bei den Schwertzieraten zuerst anwendete (Nr. 154, 208, 207, 289 u. a.), von der Nara-Schule, die eingelegte zierliche Reliefs in verschiedenen Metallen schuf (Nr. 913—15, 922, 928 u. a.) und von der Dofoha-Schule, die durch ihre malerischen Gravierungen berühmt war (Nr. 1068—70, 1070).

Die Rüstungen- und Waffensammlung bildet den wichtigsten Teil der Ausstellung, die aber daneben auch auf anderen Gebieten manches Wertvolle und Interessante zeigt. Außer einigen Bronzestücken (Räuchergefäße und Blumenbasen) und Töpferarbeiten (Teebüchsen, Räuchergefäße, Reisweinschalen) enthält sie namentlich sehr schöne Ladarbeiten. Die Ladamerei ist bekanntlich das Gebiet, auf dem das Kunstgewerbe Japans das höchste geleistet hat. Die Vollkommenheit der japanischen Arbeiten beruht auf vier Faktoren. Zunächst auf der Vorzüglichkeit des dem Ladaume (Rhus vernicifera) abgezapften Rohlads; sodann auf der Sorgfalt, mit der der meistens hölzerne Grundkörper vorbereitet und gegen die Einflüsse wechselnder Wärme und Luftfeuchtigkeit gesichert wird; ferner auf dem langwierigen Verfahren beim Austragen, Trocknen und Glätten des Lades, und schließlich auf dem feinen, in langer künstlerischer Tradition herausgebildeten Geschmack der Maler. Ladierte Holzarbeiten spielen im japanischen Hausrat eine sehr bedeutende Rolle. Sie dienen nicht nur als Möbelstücke, z. B. Truhen, Regale, Speisetische, Kleidergestelle, Kästen mit Schußfächern usw. als Schreibzeuge (Nr. 1682—85) und Medizinbüchsen (Nr. 1703—63), sondern auch als Sättel und Steigbügel (Nr. 1686 und 1688), als Suppenhälten, Ruchenteller, Reisweinbecher, Wasserlatten und Waichschüssel. Medizinbüchsen, Tabakbehälter und Schreibzeug pflegt der Japaner am Gürtel bei sich zu tragen. Er befestigt die Gegenstände mit seidenen Schnüren, an deren oberem Ende sich ein Knopf befindet. Diese Knöpfe (Netsuke) werden aus Holz, Eisenstein, Horn, Metall oder Lada in den verschiedensten Formen gefertigt und kunstvoll verziert. Die Ausstellung enthält eine reiche Kollektion (Nr. 1769—1817) solcher Arbeiten.

Den Seidenbau und die Kunst der Seidenweberei hat Japan im zweiten vorchristlichen Jahrhundert aus China übernommen. Länger als ein Jahrtausend beherrschte der chinesische Geschmack diesen Zweig des Kunstgewerbes. Erst durch das Aufkommen einer national-japanischen Malerschule (um 1000 n. Chr.) wurden die fremden Einflüsse mehr und mehr zurückgedrängt und der Ausbildung eines selbständigen Stils die Wege geebnet. Die Blütezeit der japanischen Seidenweberei fällt ins 17. Jahrhundert. Im 18. beginnt eine allmählich fortschreitende Entartung des Farbengeschmacks und im 19. geben mit der Einführung der europäischen Webstoffe die eigenartigen Reize des alten, auf handwerklicher Technik beruhenden Stils verloren. Die Ausstellung enthält zahlreiche Stoffe und Gewänder aus dem 17. und 18. und einige aus dem 19. Jahrhundert. Besonders bemerkenswert sind die prachtvollen Profatkleider (Nr. 2212—14), die bei den religiösen Maskentänzen, den sogenannten No-Pantomimen, getragen wurden. Sie zeigen auf einfarbigem oder gestreiftem Grund broschierte Muster (wappenartige Ornamente, Rosetten, Drachen, Blüten und Blätter). Ein vornehmes Frauengewand aus dem 18. Jahrhundert (Nr. 2217) ist aus vergoldetem, mit farbiger Stiderei verziertem Satin gefertigt, ein anderes aus etwas späterer Zeit (Nr. 2220) aus schablonierten und mehrfach gefärbtem Damast. Als eine ebenso schöne wie charakteristische Probe der sehr seltenen japanischen Gobelinweberei sei schließlich noch die große Decke (Nr. 2242) erwähnt, die im 17. Jahrhundert nach einem Bilde des Malers Kano Motonobu (um 1500) hergestellt worden ist. Sie zeigt in ihrem oberen Teile auf hellblauem Grund eine Sonnenhebe, eine Pflanze, Vögel, Wolken und allerhand buddhistische Embleme, im unteren auf stark verblühtem rotem Grund einige Gruppen spielender chinesischer Kinder in felsiger Landschaft.

Die kleine Auswahl von Farbenholzschnitten, die im letzten Zimmer ausgestellt ist, kann nur einen sehr unvollkommenen Begriff von diesem wichtigen Zweige der japanischen Kunst geben. Der Farbenholzschnitt der Japaner unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von der in Europa üblichen Holzschneidetechnik. Eine auf malerische, bezw. plastische Wirkungen hinielende Modellierung

durch Schraffierungen kommt nur ausnahmsweise vor. Die Bilder bestehen nur aus Umrissen, in die die Farben entweder mit dem Pinsel oder durch weiteren Druck eingetragen werden. Der japanische Holzschnitt ist, wie die geamte japanische (und chinesische) Malerei, mit der Kalligraphie, der Schönheitskunst, nahe verwandt. Die Kalligraphie ist für den Japaner die eigentliche hohe Schule der Pinselführung und des Liniengefühls. Die Linie, der Umriss, die groziöse, geschwörkete Silhouette bilden die ursprünglichen Grundbestandteile des japanischen Holzschnitts. Erst allmählich wird dieser Kalligraphische Rahmen, entsprechend der fortschreitenden Naturbeobachtung, mit realistischen Formen und individuellerem Leben ausgefüllt. In die Kunstgeschichte tritt der japanische Farbenholzschnitt erst während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, wo seine Technik durch den berühmten *Harunobu* zur künstlerischen Vollendung geführt wurde. Die leichte, anmutige, spielerische, aristokratische Art dieses Meisters wird dann durch die derbe, volkstümliche Richtung des *Schunsho* abgelöst, der seine frühe Gestaltungskraft in den Dienst des damals herrschenden Komödiantenkultus stellte und das heruntergekommene Genre der Schauspielerbilder neu belebte. Auf demselben Gebiete war auch der seltsame *Scharaku* tätig, dessen Komödiantenporträts (Nr. 2055 und 2059) wegen ihres unerhörten Realismus solche Stürme der Entrüstung entzettelten, daß der Künstler sich sehr bald genötigt sah, seine Wirklichkeit einzustellen. Er ist es gewesen, der dem japanischen Holzschnitt jene plattartige Einfachheit gab, durch die er auf unsere Kunst und unser modernes Kunstgewerbe einen so bedeutenden Einfluß gewann. Der vielseitigste und bestbelegte, wenn auch keineswegs bedeutendste Meister aus der Blütezeit des japanischen Farbendruckes ist *Utamaro* (Nr. 2044), der anmutige und geistreiche Lobredner der holden Weiblichkeit. Neben und nach ihm wirkte der nicht minder berühmte *Hokai*, in dessen Blättern aber schon ein charakteristischer Eklektizismus, der bei allen möglichen Meistern und Schulen Anleihen macht, und eine oft recht grobe Behandlung der Farbe den nahenden Verfall andeuten. Durch *Hiroshige* (Nr. 2130, 2139 und 2140), der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte, wurde die Entwicklung dann noch weiter abwärts geführt. Eine oberflächliche Zeichnung, ein flüchtiger Schnitt und eine besonders seit der Einführung der europäischen Anilinfarben immer mehr Platz greifende Verwahrlosung in der Skulptur zeigen, daß die Blütezeit des japanischen Farbendruckes zu Ende ist. Heute wird auf diesem Gebiete nur noch billige Schundware für den Export produziert.

In Japan selbst hat man den Holzschnitt nie als einen Teil der hohen Kunst gelten lassen. Er ist dort, soweit er nicht praktischen Bedürfnissen (Theaterzettel, Renjars- und Einladungskarten usw.) dient, ausschließlich für die ärmere Masse des Volkes bestimmt. Die Wohlhabenden des Landes schmücken ihre Wohnräume mit Gemälden, die in Wasserfarben auf Papier oder Seide hergestellt sind. In dem Haupttraume jedes japanischen Hauses befindet sich eine erhöhte Nische, das „*Tokonoma*“, in der die ausgesuchten Kunstschätze der Familie aufgestellt werden. Und zwar sind es immer die gleichen wenigen Stück, die wir hier antreffen: eine Blumenvase, ein Räuchergefäß, ein plastischer Kunstgegenstand und, an der Wand hängend, eine Bilderrolle, das „*Kakemono*“. In der Ausstellung sind zwei solche Nischen aufgebaut und nach japanischer Sitte geschmückt. Der größere *Tokonoma* (im letzten Zimmer) enthält die kostbaren Geschenke, darunter ein großer Schreibkasten (Nr. 1677) aus lackiertem Holz und zwei Silberstichwörter, die *Roski* von der Kaiserin von Japan erhalten hat.

Die sehr interessante und lehrreiche Ausstellung, deren Besuch man nicht veräumen möge, ist Sonntags 12-5 Uhr und Wochentags (mit Ausnahme von Montag) 10-3 Uhr unentgeltlich geöffnet.
John Schilowski.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Todesarten der Lebensalter. Ebenso wie gewisse Krankheiten auf das Kindesalter, manche sogar auf die allerersten Jahre beschränkt sind, so kommen andere in höherem Alter vor, und es hat wohl jeder Anlaß, sich für die Verteilung der Gesundheits- und Lebensgefahr auf die verschiedenen Altersstufen zu interessieren. Wenn man von den bekannten eigentlichen Kinderkrankheiten absieht, so erreichen Lungenentzündung und die während der letzten Jahre wieder gefährlich gewordene Genickstarre das Höchstmah ihrer Verbreitung bei den Kindern von 1-5 Jahren. Alle anderen Krankheiten, wieder mit Ausnahme der eigentlichen Kinderkrankheiten, treten häufiger im erwachsenen Alter auf. Nach einer Anordnung, die Dr. van den Velde in der „*Mündener medizinischen Wochenschrift*“ gibt, ist die Lungenentzündung mit 44% v. S. die häufigste aller Krankheiten, und an zweiter Stelle folgt alsbald eine andere Lungenkrankheit, nämlich die Lungenentzündung mit 17 v. S. An dritter Stelle steht mit fast 10 v. S. der Typhus und erst dann kommt die Krebskrankheit mit 7 v. S., deren angebliche Zunahme so großen Schrecken unter der Menschheit verbreitet. Es ist nun eine fesselnde Aufgabe, die Verteilung der Sterblichkeit an diesen einzelnen Krankheiten auf die verschiedenen Lebensalter zu verfolgen. Die Lungenentzündung fordert die

meisten Opfer in der Altersstufe zwischen 21 und 25 Jahren, erreicht ein zweites Maximum bei den Personen zwischen 51 und 55 Jahren, scheint dann ziemlich regelmäßig abzunehmen, wahrscheinlich aber nur deshalb, weil wenige Schwindsüchtige das Alter von 55 Jahren überdauern. Todesfälle an Schwindsucht vor dem zehnten Lebensjahre sind große Seltenheiten. Man kann daraus den allgemeinen Schluß ziehen, daß Schwindsüchtige, die bis zum dreißigsten Jahre am Leben geblieben sind, eine verhältnismäßig große Aussicht haben, wenigstens ein Alter von 50 Jahren zu erreichen. Die Lungenentzündung verhält sich wesentlich anders. Ihr erliegen, wie schon gesagt, die meisten Menschen in den ersten Lebensjahren; dann tritt sie zum 16. Jahr wieder mit seltenen Todesfällen auf und erreicht eine zweithöchste Stufe zwischen 66 und 68 Jahren, um dann wieder zurückzugehen. Der Typhus zeigt eine wesentlich andere Kurve der Sterblichkeit, indem die meisten Todesfälle an dieser Krankheit in die spätere Jugend, also in die Zeit zwischen dem 15. und 25. Jahre, fallen. Die Verlustziffern bleiben allerdings bis zum 65. Jahre noch verhältnismäßig hoch. Der Krebs hat insofern eine Verringerung erfahren, als vor dem 30. Jahre der Mensch vor dieser Geißel so gut wie sicher ist oder wenigstens bis zu diesem Alter nicht daran stirbt. Die größte Gefahr liegt in dem Alter zwischen 51 und 55 Jahren, also in derselben Zeit, in der auch die Schwindsuchtssterblichkeit ihre zweithöchste Stufe erreicht. Nach Überwindung dieses Alters nimmt die Todesgefahr an Krebs rasch und regelmäßig ab. Dr. van den Velde gibt aber hier wie für die anderen Krankheiten nicht nur die Ziffern, die sich aus der einfachen Zählung der Todesfälle an den verschiedenen Leiden ergeben, sondern auch die Zahlen der Todesfälle im Verhältnis zur Gesamtzahl der lebenden und schließlich auch das Verhältnis der Todesfälle zu dem an der betreffenden Krankheit leidenden, ihr aber noch nicht erlegenen Personen. Wenn diese Art der Berechnung auf den Krebs angewandt wird, so zeigt es sich, daß die Sterblichkeit im Verhältnis zur Gesamtzahl der lebenden Vertreter der betreffenden Altersstufe von 46 Jahren an ziemlich auf gleicher Höhe bleibt, so daß man von einer Abnahme der Krebsgefahr mit dem Alter wohl nicht sprechen kann. Schlagflüsse sind bis zum 35. Jahre selten, nehmen dann bis zum 60. Jahre ständig zu und bleiben dann auf gleicher Höhe. Die gleichfalls sehr häufige Nierenentzündung kommt in allen Lebensaltern vor, weist aber eine sehr bedeutende Steigerung vom 40. Jahre anfangend auf. Die Genickstarre ist im Alter von mehr als 20 Jahren als eine Seltenheit zu bezeichnen, während umgekehrt die Brustfellentzündung erst nach dem 60. Jahre einen gefährlichen Umfang annimmt.

Anatomisches.

K. v. Bardeleben: Die Anatomie des Menschen. Die vier Bändchen, die der Professor der Anatomie in Jena, K. v. Bardeleben, über den Bau des menschlichen Körpers für die gut bekannte Sammlung des Teubnerschen Verlages „*Aus Natur und Geisteswelt*“ (jedes Bändchen kostet gebunden 1,25 M.) geschrieben und einem medizinisch nicht vorgebildeten Publikum zugedacht hat, vermögen in der Tat jedem, der sich ein wenig eingehender mit den anatomischen Verhältnissen des menschlichen Organismus beschäftigen will, eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit der anatomischen Wissenschaft zu geben. Der Name des geschäftigen Anatomen bürgt dafür, daß von dem ungemein großen Tatsachenmaterial nur das Beste und Gesicherte hier einem größeren Leserkreise vorgeführt worden ist, wenn auch auf speziellere Fragen gelegentlich eingegangen wird. So ist z. B. auch der heutige Stand der sogenannten Neuronentheorie, die von dem bekannten Berliner Anatomen und Naturforscher W. Waldeyer begründet wurde und sich mit der Verzweigung des Nervensystems und der allerfeinsten Nervenelemente im Körper befaßt, in dem Band, der von der allgemeinen Anatomie handelt, auseinandergesetzt. Durch die Behandlung auch speziellerer Dinge ist das Werk vielleicht etwas umfangreicher geworden, als dem Laien auf den ersten Blick angenehm sein mag. Freilich aber wird es nicht leicht sein, das ganze große Gebiet einigermaßen erschöpfend auf einen engeren Raum zusammenzufassen. Das erste Bändchen handelt nach einer kurzen Einführung und sehr guten Uebersicht über die Geschichte der Anatomie von dem allgemeinen Teil, der Zellen- und Gewebelehre und der Entwicklungsgeschichte, die namentlich im verflochtenen Jahrhundert durch die Arbeiten unserer ersten Naturforscher (Karl Ernst v. Baer, Johannes Müller, Darwin, Haeckel, Wilhelm His, Hertwig u. a.) zu besonderer Bedeutung gelangt ist. Die folgenden Bändchen befassen sich mit der speziellen Anatomie des Menschen; das zweite mit dem Bau des Skelettsystems, das dritte mit Muskeln und Blutgefäßen, deren Anordnung, Verlauf und besonderer Bedeutung, das vierte schließlich mit den Eingeweiden, also mit Verdauungsapparat (Magen-Darmlanal, Leber, Bauchspeicheldrüse), Atmungsapparat (Rohrtröhre, Lunge), Harn- und Geschlechtsapparat (Niere, Harnblase, Harnröhre, männliche und weibliche Geschlechtsdrüsen). Bis auf die Sinnesorgane, die schon in anderen Bänden der Sammlung abgehandelt sind, wird also das gesamte Gebiet der menschlichen Anatomie an Hand zahlreicher Abbildungen erläutert. Jedem, der sich über den feineren Bau eines der größten Wunderwerke, wie es die Maschinerie des menschlichen Organismus darstellt, unterrichten und etwas tiefer in die Materie eindringen will, kann dieses von erster Hand geschriebene Werk bestens empfohlen werden. W.